

Das Land der Griechen mit der Seele suchend

Autor(en): **Wiesner, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **109 (1983)**

Heft 32

PDF erstellt am: **03.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-608224>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Land der Griechen mit der Seele suchend

Anti-Reisegedanken eines Daheimgebliebenen

Ich kenne das Dickicht von Manhattan nur vom Hörensagen, aber ich kann es mir leicht vorstellen, leichter jedenfalls, als wenn ich dort gewesen wäre; es soll laut Augenzeugenberichten nämlich fehlen. Trotzdem bleibt es in meiner Vorstellung das dichteste Dickicht der Städte. Ich habe auch noch nie eine Mosessee besucht, noch habe ich mir einen Sultanspalast von innen angesehen. Aber fantastischer als mein Sultanspalast kann ein wirklicher Sultanspalast nicht sein. Ich lasse mir den Zauber Isfahans nicht dadurch nehmen, dass ich Isfahan besuche. Ich werde aller Voraussicht nach auch nie bis Mexiko gelangen, aber ich lasse mir gerne die Göttersymbole an einer der Pyramiden in Teotihuacan von meinem vielgereisten Freund Rudolf auf Lichtbildern erklären. Rudolfs Lichtbilderabende sind nie langweilig.

Aber den Geruch sich lagernder Kamele wirst du eben nie in deine Vorstellung einbringen, wird man kontern. Ich vermag es, denn ich habe den Geruch von Kühen, in heisser Sommersonne vor einen Wagen gespannt, von der Kindheit her noch in der Nase. Auch die Dimension des Lärms und der Klang der fremdartigen Sprache entgehen mir während eines TV-Kulturfilms nicht. Und wie mir bei zu grosser Hitze an südlichen Gestaden zumute ist, ist mir aus leidvoller Erfahrung ebenfalls bekannt.

Worauf ich hinaus will: Vor genau zwanzig Jahren führte uns die Hochzeitsreise in jenes Land, von dem ich bisher nur mythisch überhöhte Vorstellungen hatte. Wir durchforschten per Auto und Zelt während vier Wochen Griechenland. Die Felsenklöster im Norden lösten ein, was ich mir versprochen hatte: das Unerwartete, Unvorhergesehene. Allmählich stellte sich Ernüchterung ein, je weiter wir in den Süden vorstiessen. Griechenland. Als Zehnjähriger verleibte ich mir seine Götterwelt ein. Später die Kriege. Noch später die Philosophen.

Troja kam hinzu; die Helden. Gleich Goethes Iphigenie hatte ich mir ein Griechenland erschaffen, das ich mit der Seele suchte. Und immer war da tiefblaues Meer, war da eine Insel, an welcher Odysseus gerade ländete. Troja spielte stets unbewusst mit, verbunden mit dem Namen Schliemann, dem Mann, der vor rund hundert Jahren die sagenumwobene Stadt auf Grund von Homers Erzählungen, die doch bis anhin reine Erfindungen eines grossen Erzählers waren, entdeckte. Nicht mein Troja,

nein, das geschichtliche. Meine Reisen nach Griechenland, zu jeder Zeit ausführbar, waren Reisen ausser der Zeit, waren Reisen mit der Seele eben. Wie hätte die Wirklichkeit dieses kargen, ausgedörrten Landes, das nur von Ziegen und Schafen bevölkert war, meinem inneren Griechenland standhalten können.

Ich machte meiner Frau gegenüber denn auch kein Hehl aus meiner grenzenlosen Enttäuschung – und stiess auf fassungslose Verständnislosigkeit. «Wen habe ich da geheiratet?» musste sie sich gefragt haben. «Habe ich einen Kulturbanausen zum Mann?» Solche und ähnliche Gedanken mochten ihren Kopf bevölkert haben. Aber ich machte gute Miene, denn die Reise hielt trotzdem immer wieder Überraschungen bereit: Mehrmaliges Übernachten auf verschiedenen Friedhöfen, die zu Zeltplätzen umfunktioniert worden waren. Schön das Gefühl, über all den Toten als einzige zu leben. Oder der langwierige Versuch, den Frauen oben im Norden unsere Herkunft zu erklären. Sie verstanden nicht. Bis ich mich endlich auf das CH-Schild am Auto besann: «Confederatio Helvetica». – «Ah, Helvetia, Helvetia!» riefen sie befreit aus. Sicher, Griechenland hatte auch seine punktuellen Höhepunkte; zum Beispiel der Anblick der traumhaft überhöhten Akropolis, wenn man von Westen her auf Athen zufuhr. So schön hatte man sich ihren Anblick nach dem Vorangegangenen bereits nicht mehr vorgestellt. Mein Traum vom Griechenland aber war dahin, und zwar für immer. Die Realität hatte dem Traum nicht standgehalten.

Ich gebe zu, jahrelang war ich ziemlich enttäuscht über mich als Reisenden, während sich meine Frau, ob es sich um eine Kirche in Ravenna oder um das Kloster im spanischen Ripoll handelte, vor Begeisterung nicht fassen konnte. Psychologisches Fazit: Je enthusiastischer der Partner bewundert, desto mehr drängt er den andern in die Rolle des Nichtbewundernkönners.

Nach Jahren endlich fand ich einen, dem es mit *seinem* Griechenland gleich ergangen war. Nun waren wir schon zwei. Auch der grosse Dichter Hugo von Hofmannsthal nämlich war bodenlos enttäuscht von der Wirklichkeit seines «Arkadiens» und empfahl jedem, der sich die Vorstellung von Hellas bewahren wollte, Hellas nicht zu besuchen. Oder um es mit Max Dauthenday zu sagen, der nicht aus Neugierde, sondern aus Überdross an der Zivilisation auf

eine Südseeinsel geflüchtet war: «Das ist der Fluch und zugleich die Wollust des Reisens, dass es dir Orte, die dir vorher in der Unendlichkeit und in der Unerreichbarkeit lagen, endlich erreichbar macht. Diese Endlichkeit und Erreichbarkeit zieht dir aber geistige Grenzen, die du nie mehr loswerden wirst ... Der Vielgereiste haftet mehr an der Erde als der Niegereiste. Er erscheint mir sterblicher als die übrigen Sterblichen.»

Beispiele von Künstlern belegen diese Auffassung: Joris-Karl Huysmans schildert in seinem Roman *A rebours*, wie sein Held an regnerischen Winterabenden regelmässig nach London aufbricht, aber nie weiter als bis zum Pariser Bahnhof Saint-Lazare kommt. Dort nimmt er in einer englischen Taverne bei Stout und Stiltkäse die neblige Atmosphäre der Themsestadt so intensiv in sich auf, dass er jedesmal auf eine Weiterreise verzichten kann, verzichten muss, um sich ja die Flügel seiner Phantasie nicht stutzen zu lassen. Marcel Duchamp, der grosse Anreger der Kunst dieses Jahrhunderts, machte es vom Auftreffen einer Münze, Kopf oder Zahl, abhängig, ob er sich am Abend nach New York, seiner zweiten Heimat, einschiffte oder in Paris blieb. Der exzentrische Millionär Raymond Roussel pflegte, wenn er nicht im hermetisch abgedichteten Wohn-Schlafauto durch Europa fuhr, auf einer Privatjacht die Weltmeere zu durchkreuzen, aber nur flüchtige Blicke auf die angesteuerten Gegenden zu werfen und in den Häfen sein Schiff nicht zu verlassen. Er hatte jene panische Angst vor den geistigen Grenzen, welche die Wirklichkeit setzt. Das Verheissene entpuppt sich als das Gewohnte. Dazu gehört, wenn auch entfernt, der Witz, der kürzlich im Nebi stand: «Das Reisen ist wirklich nicht mehr lustig. Überall diese Ausländer!» – «Und das Menü auch wie zu Hause», möchte man beifügen.

Anti-Reisegedanken eines Daheimgebliebenen. Ich zweifle daran, ob sie auch nur einen Nebileser von seinen Reiseabsichten abzubringen vermögen. Denn die meisten sind, wenn diese Gedanken im Druck erscheinen, bereits auf Reisen oder schon wieder daheim. Und vermutlich werden sie meine Gedanken auch Lügen strafen: «Du kannst halt nicht reisen. Die Kunst des Reisens will eben gelernt sein.» Was ich nicht leugne und denn auch nachdrücklich auf das Insel-Taschenbuch von Günter Metken, *Reisen als schöne Kunst betrachtet*, hinweisen möchte.